



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Von einem unordentlichen Berichterstatter: Nochmals die Pariser  
Ausstellung

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Nochmals die Pariser Ausstellung

Von einem unordentlichen Berichterstatter



Es mag eine natürliche Folge der Vorteile des Eiffelturmes für die schauende Menschheit sein, daß er so übersichtliche Übersichten ermöglicht, wie sie der „außerordentliche Berichterstatter“ der Grenzboten neulich ihren Lesern verschafft hat. Er hat sie gleich au sommet, auf den Gipfel der Situation, oder, um beim Eiffelturm zu bleiben, auf die dritte Etage geführt, und „dank dem Genie des Herrn Eiffel“ ist es gelungen, von dort aus auf zwei Druckseiten der grünen Hefte Marsfeld und Invalidenpark nebst ihrer weitem Umgebung bis zur banlieue de Paris festzuhalten. Es ist ein Vorteil, zu so orientirten Lesern von der Ausstellung zu sprechen. Man kommt um so eher über das einzige Thema hinweg, das einem dabei langweilig erscheint, nämlich über die Ausstellung selbst.

Als es den Menschen dieses genußreichen Jahrhunderts nach Einrichtung der Dampfpfeifen, Polsterwagen, Riesenorchester, Fabrikschloten, Leitmotive und Dynamitattentate doch noch an einem Mittel fehlte, um sich vollends ihr Dasein zu vergällen, da erfanden sie die Weltausstellungen. Diese abschließende Bemerkung trug ich als Ertrag meiner Weltausstellungsfahrt in mein Tagebuch ein, das ich — dem Leser zur Beruhigung — nur im Kopfe führe, als ich neulich an der Wirtstafel einer nervösen Russin gegenüber saß, die ihren armen Ehemärter (der einzig passende Ausdruck für diese bedauernswerte Menschenklasse) zur Erholung von Bayreuth noch nach der Ausstellung schleppte. Ich dachte an den klappernden, staubdunsterfüllten Maschinenraum zurück, an die endlose, sonnenverjagte Sahara zwischen Trocadero und Industriepalast, an die tausend mit Menschen verstopften, aber dafür ozonfreien Buden eines wüsten Jahrmakts zu ihren Seiten, und mit einemmale erschien mir la tour Äffell, das Wort, das in den letzten Wochen gleichgiltig bloß in den Ohren gesummt hatte, in einem neuen, ganz wundersamen Lichte. In diesem Augenblicke stieg in mir eine schreckliche Erkenntnis auf, und ein Eindruck, der, als ich oben auf der Plattform des roten Gerüstes gestanden hatte, „unter der Schwelle meines Bewußtseins“ geblieben war, brach nun förmlich mit der Thür ins Haus, sodaß ich entsetzt aufsprang und mein Gegenüber, die nervöse

Ruffin, die eben ungeduldig ihr Messer an der Gabel weckte, und ihren glücklichen Lebensgefährten prüfend anstarrte. Der aber lächelte bloß schwermütig, als wäre er an so was gewöhnt, und zuckte mit dem linken Ohre, was er kunstfertig vermochte; seine Nachbarin fügte wie selbstverständlich hinzu: dos habb ich auch, ferr oft! Möge mich meine Ahnung trügen über das, was die beiden auf dem Marsfelde wollten, und auch das Licht trügerisch gewesen sein, worin mir da auf einmal das „Wahrzeichen unsers Jahrhunderts,“ der „Ausgangspunkt eines neuen Baustils“ und der Pharos des nun endlich und unwiderrüflich zum allerletztenmale angekündigten „neuen“ (eisernen) Zeitalters erschienen ist. Ich hatte nämlich mit einemmale den Sinn des eisernen Problems heraus, das der geniale Ingenieur von Dijon (oder einer der sechs andern Städte, die sich dereinst um seine Geburtsstätte streiten werden) den „Jahrhundertern“ zur — Unfallverhütung aufgegeben hatte. Wahrlich, es ist nicht ganz ohne menschliche Beziehung. So, wie es nun vor meiner Einbildung stand, war das schauerliche Gerüst mit seinen niedrigen Geländern und mit dem unermesslichen gähnenden Schlund in seiner Mitte, der auf einen ausgetrockneten, asphaltirten Brunnen hinabließ, die treffendste Verkörperung eines tiefgefühlten Bedürfnisses des nervösen Zeitalters: des Bedürfnisses, sich bei passender Gelegenheit mit Eklat irgendwo tausend Klaftern tief hinunterstürzen zu können.

Darum ist er auch offenbar mit tieferer Absicht mitten in eine Weltausstellung hineingesetzt. In diesem Sinne könnte kein Raum der Welt passender zu seiner Umgebung gewählt worden sein. Es ist schwer, etwas zu erfinden, was einem Nervensystem, wie es die gegenwärtigen Geschlechter besitzen, so vollends den Rest giebt, als eine derartige Einrichtung, die alle jene mörderischen Einwirkungen, die Menschheit herunterzubringen, vorsätzlich und planmäßig auf einem Raume vereinigt: Industriequalm, Maschinengetöse und „realistische“ Kunst, unübersehbare, gleichgiltige Waarenmassen, Christusbilder und Patentscheren, griechische Statuen und „keine krummen Rücken mehr,“ und dazwischen ebenso gleichgiltig und teilnahmslos herumkriechend unübersehbare Menschenmassen, Fabrikwaare der Natur, wie dort Fabrikwaare der Kunst. Das überwältigende Übermaß von Angebot und der gänzliche Mangel an Nachfrage, der diese Zeit so unheimlich nach allen Richtungen kennzeichnet, tritt nirgends stierer, beängstigender vor die beleidigte Anschauung und das ratlose Herz, als an einem solchen Orte. Da, inmitten dieses fürchterlichen Chaos, in dem die Kultur jenem Uranfänglichen der Natur die Hand zu reichen scheint, taucht etwas Festes, Sicheres, etwas Einiges und Einziges, Greifbares, Anschauliches vor der ratlos dazwischen hin und her geworfenen armen Menschennatur empor. Ein spitzes, blutigrotes, stachelichtes Ding, das breit und sicher auf vier Tagen ruht und mit ihnen alles in sich hineinzuziehen scheint, wie ein riesiger Hochofen der überhitzten Zivilisation, wie vorbestimmt, sie in sich selbst verdampfen

zu lassen, ein Ammon Rha und Moloch der Menschheitsvergötterung, die wieder beim Massenopfer angelangt ist, der Dom der materialistischen Weltanschauung, die wahre Höhe der Humanität, die sich nach Metern schätzen läßt und nur noch auf ein neues Stockwerk sinnt, von dem sie sich hinabstürzen kann, der nunmehr in die Erscheinung getretene ursprüngliche Klettertrieb der Spezies homo sapiens, somit Gipfel und Zielpunkt des historischen Prozesses: la tour Äffell. Er konnte nicht anders heißen, er konnte nur in Paris errichtet werden.

Er ist die selbstbewußte Verherrlichung der Zwecklosigkeit, dieser Turm, und er ist somit sicher die beste Devise einer Massenausstellung. Wenn solche Ausstellungen jemals Zweck hatten, so ist diese Zeit gegenwärtig vorüber. Man kann dies nirgends deutlicher sehen als diesmal in Paris. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als die Maschine eben ihre Wirksamkeit begonnen hatte und ein Gebiet nach dem andern ihrer Macht unterwarf, da war der Zauber erklärlich, den sie ausübte. Da konnte es als würdiges Unternehmen erscheinen, bestimmt, das Selbstgefühl des Geistes zu heben und den Anteil der Schau- und Kauflust zu erwecken, wenn man alles, was geleistet war — und die leichterregliche Hoffnung der Menschen spiegelte den regelmäßigen Fortgang der Leistungen ins Unendliche fort —, wenn man das, was noch zu wünschen und zu verbessern blieb, durch möglichst breite und umfassende Zusammenstellung bezeichnete und vor aller Augen hinstellte. Aber das Gebiet des Mechanischen erschöpft sich bald, es fehlen ihm jene unerschöpflichen Hilfsquellen, die das Geistige in seinem steten Ausblick auf Ewigkeit und Unendlichkeit besitzt, jenes Unausdenkliche und Unergründliche, was den Stoff für Geistesarbeit und Geistesgenuß von Jahrtausenden abgeben konnte. Das, worauf man sich im Anfang hierbei am meisten zu gute that, die dem Dampfe gemäße erstaunliche Schnelligkeit, mit der sich der Leistungsprozeß hier abspielte — so recht im Gegensatz gegen die feierliche, keinem einzelnen Geschlechte merklliche Fortbewegung der jahrtausendelangen Geistesmühe der Menschheit —, gerade diese vielbestaunte und verhimmelte Fixigkeit, mit der die Anwendung der neuen Prinzipien auf allen Gebieten zu allen möglichen und unmöglichen Zwecken gleichsam emporschloß, gerade diese Erscheinung hat am ehesten dazu beigetragen, den neuen Erwerbungen alsbald ihren Glanz und ihre Bedeutung zu nehmen. Der Mensch ist nun einmal so angelegt, daß ihm nur das immer von neuem Teilnahme und Achtung abgewinnt, was ihm selten, schwierig und mit dem Geheimnis des Unergründlichen und Unermeßlichen umgeben erscheint. Im Anfang war das ja bei den neuen Naturwundern der Fall. Ein neues Reich des Übersinnlichen schien aufgethan, nur mit dem fast unglaublichen Unterschiede, daß wir darin Zutritt erlangen konnten. Jedes Wunder schien bereit, den glücklichen Bürgern des „neunzehnten Jahrhunderts“ (kein Jahrhundert ist in dieser Weise apostrophirt

worden) im Nu zu verschaffen, wovon die vergangenen nicht einmal eine Ahnung gehabt hatten. Daß die neuen Wunderthäter nichts unterließen, die Illusion zu nähren, das war das einzige, worin sie sich von den alten Magiern und Hierophanten nicht unterschieden. Sonst aber hatten sie sehr greifbare Wunder bei der Hand. Doch gerade diese Greifbarkeit hat die neuen Wunder allzusehnell in gewöhnlichen Hausrat verwandelt. Ihre Fülle entwertete sie schnell, ihre Selbstverständlichkeit und leichte Erzeugung machte sie gemein. Was anfangs als ein völlig Neues erschienen war, wurde rasch als vom alten nur im Grade, nicht aber in der Wesenheit verschieden aufgefaßt. Man über- sah die möglichen Gebiete ihrer Anwendung, und jede Übersicht ernüchtert nach dem ersten Eindruck. Dies also ist das gegenwärtige Verhältnis der schauenden Masse, des Publikums zu dem eigentlichen Gegenstände der Ausstellungen, den Fortschritten der Industrie. Was nun aber die verhältnismäßig sehr geringe Zahl derer betrifft, die daran einen thätigen Anteil nehmen können, Fabrikanten aller Art, patentirte und unpatentirte Erfinder und die Vertreter derjenigen Berufszweige, die dem Segen der Maschine — verfallen sind, so werden sie wieder ihre Rechnung hier nicht finden. Wo alles berücksichtigt werden soll, kann sich das einzelne Feld nicht übermäßig ausdehnen. Sie werden also als Kenner und Käufer enttäuscht werden und bestenfalls alte Bekanntschaften von verschiedenen Sonderausstellungen wieder auffrischen, die sich bei den großen Ausstellungen in einem Ganzen zusammenzufinden pflegen. Diesen Eindruck hat das arme großstädtische Ausstellungsoffer schon in den allgemeiner inter- essirenden Abteilungen der verschiedenen Kunstgewerbe und schönen Künste. Um wie viel mehr muß es in den weit weniger abwechslungsreichen Fächern der Industrien der Fall sein! In dieser Beziehung kann sich der Bewohner der deutschen Reichshauptstadt nur Glück wünschen, daß sein fortschrittlicher Stadt- seckel vielleicht eng im Verein mit der weisen reaktionären Erwägung dieser Umstände ihm zwar den Luxus einer fortgeschrittenen Ausstellung versagt, dafür aber die fortgeschrittenste Straßenbeleuchtung verschafft hat, deren sich eine Stadt der Erde rühmen kann.

Wie steht man aber gar den Stapelplätzen der gewöhnlichen Durch- schnittswaren gegenüber, denen eine solche Ausstellung schließlich ihre Aus- dehnung dankt! Diesen Bergen von Seife und Cigarren (hier natürlich meist in der besonders geschmackvollen Form von Eiffeltürmen), diesen Prärien von Schwämmen, Woll- und Leinenwaren, diesen Urwäldern von Lichten, Öl, Fett, Stöcken, Pfeifen, Fliegenklatschen und ähnlichem nützlichem Hausgerät! In Bataillonen marschieren allerorten die Glasbüchsen der Kolonialwaren- händler auf, Kaffee, Zucker, Thee, die man im Schaufenster seiner Straße nicht eines Blickes würdigt, hier aber mit heiliger Andacht Revue passiren lassen muß! Diese interessanten Ausstellungsgegenstände, über deren Zweck heutzutage der bezugskundige größere Kaufmann nur lächeln kann, füllen bis

auf den letzten Platz die Innenräume der höchst abenteuerlich aufgeputzten Spezialpaläste der amerikanischen Raubstaaten (spr. Republiken) von Mexiko bis Feuerland hinunter. Ja auch die schüchternen Versuche der europäischen Staaten sind im wesentlichen durch diesen Kram gekennzeichnet. Es ist nicht sehr erhebend, wenn die Aufschrift Έλλάς mit den großmächtigsten Beischriften Platon, Sophokles u. s. w. in den Laden eines noch dazu spärlich versehenen Wollhändlers führt. Gleichwohl ist es so: es ist dabei nicht der geringste Unterschied zwischen der „amerikanisch-spanischen Romantik,“ der „hellenisch-italischen Klassizität“ und der „reichen Pracht des Orients.“ Wahrhaftig, die abgestandnen und verblaßten Beiwörter, in denen die guides bleus des Figaro und Petit journal („so blau“ wie ihr Titel) den „illustren Förderern“ des Centenaire jedem einzeln bestätigen, daß sie „ihre Sache sehr gut gemacht haben,“ wirken wie der heißendste Spott. Namentlich „des Orients reiche Pracht“ bezeichnet in Wirklichkeit eine höchst antike Trödelbude und den appetitlichen Delikatessenkorb eines der fliegenden Italiener auf unsern Jahrmärkten und Kirmessen. Es wäre traurig, wenn der Grund, den man jetzt öfter dafür angegeben findet, daß nämlich Frankreich und England die Industrie ihrer Schutzländer einfach durch die ihrige ersetzen, wirklich allenthalben Geltung hätte. Aber es ist sicher, daß die Proben auf dem Marsfelde sich nur durch ihre Niederlichkeit und Bettelhaftigkeit von den Bazaren am Louvre unterscheiden. Es ist der berühmten Rue de Caire an der Avenue de Suffren, der „naturgetreuen Nachbildung einer arabischen Straße,“ sehr von Vorteil, daß das in ihr herrschende Gedränge und die hier aufgestellten Scharen von Eseln (denen man allenthalben in kleinen Kavalkaden begegnet, von schreienden Fellahs aus dem Faubourg Montmartre begleitet und meist von Damen aus derselben Gegend geritten), ferner das sinnbenehmende Getöse durcheinanderkreisender und quietischer orientalischer Tanzmusiken ein Verweilen in ihr und eine andre Aussicht als auf die Giebel der Verkaufshäuser unmöglich macht. Denn findet man wirklich einmal Gelegenheit, die hier gebotenen Dekorationen von Tausend und einer Nacht an sich vorüberziehen zu lassen, so hat man zwar keine farbenglühenden Teppiche und Tapeten, keine perlengestickten Pantöffelchen und goldgewirkten Nieder, keine Damaszenerklingen und Abassidenschabracken gesehen, durchaus kein Meer von Wohlgerüchen eingeatmet, dafür aber die Bekanntschaft einer ganz besonders geschmacklosen Sorte französischen Tabaks und einiger Filialen des Palais royal gemacht, ungerechnet die qualvollen Körperverrentungen mehrerer in jeder Hinsicht unseligen Odalisten in einem danse de ventre, den Schreiber, Schweminger oder Ortel als ein Compendium ausgiebiger Haus- und Zimmergymnastik erfunden haben könnten. In zweien der südamerikanischen Großstaaten fand sich in bescheidenstem Ansatze das, was man zu allererst von solcher Ausstellung erwarten sollte: Darstellung eigentümlicher Landesprodukte, eine kleine Samm-

lung der heimischen Früchte, allerdings in wenig appetitlicher Wachsnachbildung, einige Exemplare der Flora und Fauna, ganz ungenügend und noch dazu in kleinen dunkeln Schränkchen förmlich aufeinandergepfropft. In Mexiko, ich glaube auch in der oben beschriebenen *Ellys*, begegnete wohl auch eine Wachs- puppe in den Landestrachten, einiges heimische Riemen- und Sattelzeug u. dergl., aber in Exemplaren, deren Fernbleiben der Einbildungskraft nur zu statten gekommen wäre.

Frägt man nach dem treibenden Motiv, das diese Waarenmassen zwecklos mit großen Kosten auf einen Platz häuft, die in unsrer Zeit in jeder einigermaßen lebhaften Mittelstadt jedermann ohne Reisekosten in den Schauläden besichtigen kann (denn meist kümmert er sich außerhalb einer Ausstellung den Teufel um all den Kram), so wird man wohl kaum fehlgehen, wenn man einfach das uralte Jahrmarkts- und Meßbedürfnis der Menschheit hier in einer zeitgemäßen Umformung wiederfindet. Die Abkürzung und gleichmäßige Verteilung des Verkehrs haben Messen und Jahrmärkte überflüssig gemacht. Mit Stolz rühmt sich dessen der eisenbahnfahrende, telegraphirende und telephonirende Mensch des neunzehnten Jahrhunderts. Aber das alte große Kind, das in diesem vollkommenen Erdenbürger stecken geblieben ist, das will doch nach wie vor seine „Haß“ und seinen „Markt“ haben, es koste, was es wolle. Und da kommt die Ausstellung oder Weltausstellung in Paris oder in Dingsda eben recht. Zwar Paris oder Dingsda ist nunmehr wesentlich weiter als früher Neumarkt, Neufville oder Leipzig, man fährt jetzt mit der Eisenbahn nach Dingsda zur Ausstellung für teureres Geld unter schwierigeren Umständen und nicht viel kürzer als früher mit dem Planwagen nach seinem Provinzialmarkt. Überdies hat die Geschichte jetzt nicht mehr den geringsten Zweck, man fährt nicht mehr hin, um zu kaufen, noch weniger, um zu verkaufen, Bekannte aufzusuchen, neue zu gewinnen, nein, man will sehen und — die Hauptsache! — dagewesen sein. Das beeinträchtigt ja nun diesen frühern Jahreshauptspäß ganz erheblich — denn woran der Mensch, wie schon bemerkt, nicht persönlichen Anteil nimmt, wobei er nichts zu gewinnen und zu verlieren hat, das macht ihm auch keinen Spaß —, dafür aber hat man, wie in so vielen Dingen, jetzt den schönen Kulturtitel voraus und darf sich mit geschwellter Brust einbilden, daß in dem Land, der in den dumpfigen Sälen da zusammengebracht ist, die „ganze Welt“ vor dem Kulturmenschen ihre höfliche Aufwartung mache. Was für verschiedene Begriffe deckt doch mitunter dies Wort „Welt.“

Daß es für den Franzosen den Begriff Frankreich und im engern Sinne Paris deckt, das belegt die Ausstellung ja nun bekannlich unfreiwillig. „Die böswilligen gouvernements là-bas (là-bas ist ein geographischer Hauptbegriff der Franzosen; er bezeichnet China, Ungarn, Schwaben, insonderheit alles, was jenseits des Rheins liegt), die Kriegsheter und Störer des Völker-

friedens, haben uns zu schaden getrachtet, indem sie die Beteiligung an unserer belle exposition universelle allerorten mit großen Kosten hintertrieben. Aber wir, wir werden ihnen zeigen, was wir vermögen allein für uns durch die unverstehbaren Hilfsquellen unsers nationalen Genies (in erster Reihe) und unsers gesegneten (béni) Landes. Zeigen wir den Völkerscharen der Fremden, die von allen Punkten des Erdballs (de tous les points du globe) zu uns gewallfahrtet sind“ u. s. w. So ähnlich (denn völlig vermag sich die niedrige Feder eines Allemand zu der Sprache französischer Municipalbehörden nicht aufzuschwingen) lauteten die Maueranschläge, die am „Nationalfest“ — in jedem Stadtteile verschieden — Paris, la France und le monde connu in eins setzten, um daraus die Verpflichtung einer würdigen Repräsentation herzuleiten. Nun läßt sich ja, was die Masse betrifft, gar nicht in Abrede stellen, daß das Land alles aufgeboten hat, damit es den Vergleich mit den frühern Ausstellungen nicht zu scheuen braucht. Allein an denen hatte sich Europa beteiligt und nicht bloß Südamerika, und das springt doch nun einmal bei Vergleichen mit Abbildungen jener Ausstellungen stark in die Augen. Krauser, oberflächlicher Wechsel geht ja dem französischen Modemarkte auf allen Gebieten am wenigsten ab, und die Neigung, in gewissen Punkten der Darstellung bis zum äußersten zu gehen (in neuester Zeit auch ohne das früher gerade beliebte Feigenblatt des „Äquivoken“) läßt ihn ja — für die Menge namentlich — eines stets erneuten prickelnden Reizes nicht entbehren. Sedoch bei dem Versuche, die Kosten dieser Weltausstellung fast allein zu tragen, zeigt sich das „unerschöpfliche nationale Genie“ nicht gerade in der vorteilhaftesten Gestalt. Kunst und Geschmack bedürfen in Frankreich — wie seine Schönen — stets der Konkurrenz, des Wirrwarrs der Nationalitäten, der Folie und Rivalität, um glänzen zu können, bescheidne sinnige Häuslichkeit mit raffinierten Mitteln ausstechen, im Notfalle rücksichtslos in die Ecke drücken zu können. Befindet man sich mit der französischen Kunst im tête-à-tête, wie auf dieser Ausstellung, so zeigt sich die Schöne, wie so manche Fabel es lehrt, mindestens der Salonererscheinung in vielen Punkten nicht entsprechend. Eine kleine Münchner Kunstgewerbeausstellung bietet ohne Übertreibung an Fesselndem, Geschmackvollem, Sinn- und Gedankenreichem unvergleichlich mehr, als diese für fünf Kulturländer eingerichteten Riesensäle mit all ihrem bunten Kram. Es zeigt sich, um etwas Bezeichnendes herauszugreifen, recht handgreiflich beim Kirchenschmuck, der ja in Frankreich zum größten Teile so ziemlich das einzige geworden ist, was der Volksgeist noch für seinen Glauben aufzubringen imstande ist. Man sieht hier des Gediegenen, des Prächtigen gar manches, daneben aber auch den wichtigsten Prunk und die flachste Duzendwaare. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier das moderne Frankreich, das von Louis le Grand zählt, im Nachteil gegen sein Mittelalter und namentlich seine köstliche Renaissance, von denen einem der Louvre, Cluny und auch hier im Trocadero eine allerdings sehr

willkürlich zusammengeraffte und unvoretheilhaft aufgestellte exposition rétrospective de l'art français depuis saint Louis jusqu'à nos jours so hohe Begriffe zu geben imstande sind. Im übrigen enttäuscht gerade das, was durch seinen Ruf aus der Masse hervorragt, sei es nun, daß gerade hier die Vertretung ungenügend ist oder sonst ein unglücklicher Stern die Schuld trägt. Wer ginge nicht mit gespannter Erwartung in einen Sevres überschriebnen Saal, und wie sehr stößt ihn gerade hier schon die Öde und Gleichgiltigkeit der Ausschmückung und Aufstellung zurück! Wie anders weiß unsre königliche Manufaktur in Berlin ihre Sachen zur Geltung zu bringen! Und man kann nicht behaupten, daß das, was man hier zu sehen bekommt, durch sich selbst wirke, wenn man von dem ja gewiß sehr gediegenen Stoff absieht. Eine öde Uniform beherrscht das meiste, und dort wenigstens zeigt sich keine Spur von dem regen Kleinleben, in dem das Porzellan sich gegenwärtig wieder zu gestalten beginnt. So erwecken auch die beiden mächtigen, farbenglühenden Gobelins, die in der riesigen Eingangshalle des Industriepalastes aufgehängt sind, eine höhere Erwartung von dieser durch Ludwig XIV. und Colbert eingeweihten Staatsindustrie (Versailler Bilder erzählen davon), als die in der Kuppel aufgehängten spärlichen Proben (in der Hauptsache vier große Jahreszeitenbilder für den Senat im Luxemburg) befriedigen. Was das unendliche Angebot der Privatindustrie für Zimmerschmuck und Zimmereinrichtung anlangt, so kann ich nicht behaupten, daß es die Eindrücke der vorjährigen Wiener Industrieausstellung auszustechen vermöge.

Wenn ich noch einen Augenblick in diesen Ausstellungsgegenden verweile, so geschieht es nur, um einen geradezu greulichen Unfug einmal zur Sprache zu bringen, der sich anscheinend in immer wachsendem Maßstabe von einer Ausstellung zur andern fortschleppt und nicht gerade dazu angethan ist, unser nervöses Geschlecht physisch und psychisch zu entlasten. Es betrifft die sogenannte „Musik“abteilung (vergieb, heilige Kunst, hier wie so oft die Entweihung deines Namens!), die in jeder Ausstellung schon durch ihre Gegenstände (natürlich Klaviere) einen großen Raum einnimmt, diesen aber durch die dieser Kunst anhaftenden Nachteile thatsächlich weit über ihre räumlichen Grenzen, meist bis über die ganze Ausstellung auszudehnen versteht. Hier kann von dem alten Meßbudenklimbim in moderner Form nicht mehr die Rede sein. Es ist etwas Neues, früher Ungeahntes, ganz Gräßliches, was sich hier vorbereitet. Wenn die Musik in ihren Anfängen fähig war, mit ihren reinen, heiligen Tönen Mauern zusammenzufügen und Städte zu erbauen, so scheint sie an ihrem offenbaren unseligen Ende es darauf anzulegen, durch ihre grauenvolle Einwirkung Städte zerstören und Mauern umreißen zu können. Wahrlich, es liegt nicht an ihr und ihren Disharmonien, wenn sie in dieser Hinsicht noch nicht die Posaunen von Sericho als Kinderpielzeug hinter sich gelassen hat. Man denke sich eine riesige Halle mit ach! vorzüglicher Akustik, in der mehr als

zweihundert Klaviere aufgestellt sind, und an diesen stets fast ebensoviel Spieler zu gleicher Zeit thätig, die verschiedenartigsten und nur hinsichtlich des fortissimo einander gleichenden Stück ein höllischer Gleichgiltigkeit gegen einander zu verarbeiten! Dazu gesellen sich nun einige gellende Piccoloflöten und ab und zu eine Trompete, die gräßliche Wehrufe ausstößt, von ferne läßt eine Orgel in teuflisch unberechenbaren Absätzen ein dumpfes, schauerliches Miserere hören, und in diesem musikalischen Irrenhause, Charenton, Bedlam und Dalldorf zugleich, wenn es nicht ein Vorgeschnack der wirklichen Hölle ist, in diesem Tonmeer von Pech und Schwefel bewegen sich Menschen mit menschlichen Ohren, um die Leistungskraft der Instrumentalmusik des neunzehnten Jahrhunderts schätzen zu lernen. Die unseligen Sammergestalten männlichen und weiblichen Geschlechts, die da in völliger Stumpfheit ihrem fürchterlichen Amte genügen (das in seiner Fachgemäßheit die in diesen Blättern prophezeite musikalische Panamakanalgräberei noch überbietet), kann man freilich kaum mehr zu den Menschen mit menschlichen Ohren zählen. Hört man es von fern, so ist es ein so durchdringendes Kreischen und Gröhlen, Wimmern und Fauchen, daß man meint, ein verendender Lindwurm werde von einem Rudel wildgewordener Elephanten auf den Schwanz getreten. Gerät man durch einen Unfall in die unmittelbare Nähe dieses musikalischen jüngsten Gerichtes, so kann man sich eben nur noch mit Bildern aus der Apokalypse helfen, um die Wirkung zu schildern. Es ist ein geradezu sintflutherausfordernder, alle Menschenwürde verhöhnender Spektakel. Gleichwohl scheint die ausstellungsbesuchende Menschheit mit aller Energie musikalischen Fortschritts daran gewöhnt werden zu sollen. Man wird ihn nächstens mit allen Orchesterinstrumenten vervollständigen, ein poetisches Programm im Stile Viktor Hugos mit Wagnerischen Leitmotiven dazu verkaufen und Eintrittsgeld von zwanzig Mark erheben. Dann wird das Ziel des musikalischen Fortschrittes erreicht, Bayreuth ein überwundener vorläufiger Standpunkt und das Kunstwerk der Zukunft, in dem Romanismus und Germanismus, überhaupt alle -ismen sich vereinigen, eine vollendete Thatsache sein.

Als ich mit der Dantischen Beschwörungsformel auf den Lippen: *Ove udirai le disperate strida* und zugehaltenen Ohren durch die so freventlicherschütterten Luftkreise mich hindurchzuretten bemüht war, bemerkte ich in einer Ecke, wie tönende Weilschen schüchtern hervorlugend, in dieser Instrumentenwelt zwei Spinette; keine alten Kästen aus dem vorigen Jahrhundert, nein, funkelneue, saubere, auf frische Verwendung mutig hoffende Clavecins mit Gänsekielen und leisen, magisch zirpenden Saiten. Sollte das wirklich noch einmal möglich werden? Sollte die Dialektik der Musikgeschichte nur die Schrecken der Hölle streifen, um endlich wieder in die Stille himmlischen Friedens umzuschlagen? Ist es das Ende unsrer Musikpein, „soll es das Vorspiel neuer Lieder sein“?

Wer wagt es zu entscheiden? Die Konzerte, die allwöchentlich im „Riesensaal“ des Trocadero die „musikalischen“ Ausstellungen vervollständigen sollen, waren während meines Aufenthaltes noch sehr von der Friedensseite entfernt. Einmal produzierten sich die amerikanischen Komponisten (ich glaube, es gab da eine Harmoniemusik von Dampfpfeifen und ein Quatuor auf Blühsaiteninstrumenten), ferner gab es Konzerte von russischen, norwegischen, hotojudischen und allen möglichen Nationaltängern. Auf einen Tag, den ich nicht mehr abwarten konnte, war Händels Messias — sehr außer der Reihe — festgesetzt, allerdings mit „ersten Kräften“ (vom Théâtre national de l'opéra comique), die wenig Hoffnung erweckten. Ob er wirklich an diesem Tage aufgeführt worden ist, kann ich nicht mehr berichten.

(Schluß folgt)



## Kunst und Handwerk in Japan



iele Kunstfreunde sehen, und nicht erst seitdem das Japanische wieder in die Mode gekommen ist, in der genauern Bekanntschaft mit dem Stil von Nippon ein Mittel, das zwischen allen Stilformen der Vergangenheit ratlos umhertaumelnde Abendland wieder zur Besinnung zu bringen. Aber die Art, wie heutzutage die japanische Dekorationsweise bei uns nachgeäfft wird, zeigt leider, daß man auch in diesem Falle nicht auf das Wesen der Sache eingeht, sondern sich nur auf die Außerlichkeiten stürzt, weil sie etwas neues sind, etwas von dem ewigen „Griechisch-Gothisch-Renaissance“ völlig abweichendes, womit man den Appetit des abgestumpften und übersättigten Europäers wieder zu reizen hofft. Und die Raschheit, mit der das Publikum und die Kunsthandwerker von dem lächelnden oder kritischen Anstaunen des Fremdartigen zu dessen Bewunderung übergegangen sind, giebt nur zuviel Grund zu der Befürchtung, daß beide sich ebenso bald von dieser Mode wieder abwenden werden, wie sie im Laufe von einigen Jahrzehnten Antike, Mittelalter, Renaissance, Barock und Rokoko „überwunden“ haben und glücklich bei dem aufgewärmten Römertum der Revolution und Napoleons des Ersten angelangt sind. Doch der Ausdruck Befürchtung ist eigentlich gar nicht am Platze, wenn wirklich wieder nur geist- und sinnlos kopirt werden soll. Dann hat das Europäischjapanisch nicht mehr Wert als die neue Gothik, das Empire u. s. w., es wird vielmehr nur dem rohen Naturalismus von neuem zum Siege verhelfen. Anzeichen einer solchen Wirkung sind schon vorhanden.